

Ulrich Bach  
**Volmarsteiner Rasiertexte**  
**Notizen eines Rollstuhlfahrers**

Gladbeck/Westfalen: Schriftenmissionsverlag, 1979

**Alle Rechte bei Erika Bach**

**Als PDF mit freundlicher Erlaubnis  
durch Erika Bach 2011  
www.Ulrich-Bach.de**

**Ohne den Bruder  
bin ich nicht ganz**  
Helmut Gollwitzer

**Inhalt**

Vorwort	6
Phantasie kennt keine Grenzen	9
Sich der Welt vergewissern wollen	10
Schulstunde der Nation?	11
Zum Stichwort „Solidarität“	14
Flucht	15
Der Hut	16
Vorschlag für einen Wandspruch	19
Ostern	20
Nach einem Fernsehabend	22
Das Kreuz und kein Ende	23
Was die Welt im Innersten zusammenhält	26
SOS! Nicht-Behinderte in Not!	30
1977, zwei Wochen vor Ostern	32
Stehvermögen geschwächt	35
Zwei zu null für Ottokar	36
Hand aufs Herz	37
Behinderte Integration	38
Selbsthilfe zur Hilfe	41
Interpretation ist alles	43
Das Tor	44
Von den Druckfehlern, die vielleicht keine sind	47
Gewißheit	49
Vom Baum, der auch nicht in den Himmel wächst	50
Leitmotiv	51
Warum so ängstlich?	52
Für einen Nicht-Elefanten	53
Die Krücken	55
Als Tourist auf der Schulbank	62
Viele Wünsche - eine Hoffnung	64
Sinnvoll gelebt haben	65
Das Lied vom Asozialen	66
„Fast zu keck“	68
Mit der Bibel durch die Tür	69
Ich und die Sorgenkinder	71
1976 - neun Monate vor dem Berliner	
Kirchentag	73
Gläubige Gelassenheit	75
Nachwort - für da, wo nötig	77

**Vorwort**

Morgens vor dem Waschbecken -  
der Rasierapparat brummt -  
der Geist ist noch nicht frisch,  
der Körper noch nicht wach -  
die Nacht war zu kurz,  
der Abend zu lang -  
auf denn!

Morgens vor dem Waschbecken  
kann es passieren,  
daß etwas aufblitzt  
aus dem Sud meiner Seele,  
ein Gedanke, ein Splitter,  
ein Reim, eine Frage,  
ich halte sie fest mit Stift und Papier  
und rasiere mich weiter.

Morgens vor dem Waschbecken  
ist es fast nur ein Stichwort.  
Doch dann geht es weiter  
am Abend, am Wochenende  
oder auch vier Monate später:  
aus der knappen Notiz wird ein kurzer Text,  
wie ich's nenne: ein neuer Rasiertext.

Morgens vor dem Waschbecken -  
der Rasierapparat brummt -  
nehmen sie ihren Anfang, meine Rasiertexte.  
Und was da beginnt,  
hat fast immer nur ein einziges Thema:

**VOLMARSTEIN**  
in seinen verschiedenen Bezügen:  
**VOLMARSTEIN**,  
das Behindertenzentrum, in dem ich arbeite;  
**VOLMARSTEIN**,  
wo ich ein Jahr als Patient lag - und nun sitze ich  
wieder, wenn auch im Rollstuhl;  
**VOLMARSTEIN**,  
die kirchliche Einrichtung, in der ich als Theologe den

„christlichen Beitrag“ zum Zuge (oder sonstwohin)  
bringen soll;

VOLMARSTEIN,

wo so viele Entscheidungen fallen: über einen Be-  
hinderten, ob er sich aufgibt oder den Mut findet, die  
Macke zu meistern; über den Mitarbeiter, ob er die  
Größe hat, klein sein zu können und Kleinigkeiten ganz  
ernst zu nehmen;

VOLMARSTEIN,

wo ich sehen lernte: wir Menschen sind schwächer, als  
wir manchmal meinen; wo ich sehen lernte: wir werden  
stärker, wenn wir vor unseren Schwächen nicht ständig  
die Augen verschließen;

VOLMARSTEIN,

wo mir eines Tages aufging: auf der Landkarte liegt  
Volmarstein an der Ruhr, in Wirklichkeit aber ist  
„Volmarstein“ überall.

Und so nenne ich, was da morgens beginnt:  
Volmarsteiner Rasiertexte.

## Phantasie kennt keine Grenzen

Menschen,  
deren Beine so gelähmt sind,  
daß sie keinen Käfer kaputtmachen könnten,  
knallt man Novalis an die Wand:  
Tritt auf dein Elend,  
und du stehst höher.

## Sich der Welt vergewissern wollen

Was tun Sie, wenn Ihre Stimmung mal absackt? Der  
Brief auf dem Tisch, über den Sie sich ärgern. Der Be-  
zug auf dem Sessel, der endlich erneuert werden müßte.  
Sie gehen zum Nachbarn, oder gehen spazieren; Sie  
sitzen im Auto, wenigstens für eine halbe Stunde. Der  
Nachbar merkt Ihnen nichts an, Sie reden wie gestern.  
Die Bäume sehen noch aus wie vorige Woche. Und  
auch die Ampeln schalten gleichmäßig um auf Rot und  
auf Grün. Die Welt also stimmt noch, auch wenn es in  
Ihren vier Wänden heute arg wackelt.

Sie schreiten ein Stück unserer Welt ab. Das Eis, im  
ganzen, es trägt noch. Die dünne Stelle, da, wo Sie  
standen, ist nur die Ausnahme. Und dann gehn Sie  
zurück, und Sie sitzen im Zimmer. Und das Lied, das  
Brief und Sessel gesungen, das garstige Lied, die Welt  
sei zum Kotzen, das Lied ist leiser geworden, er-  
träglich. Man nennt das: Sie haben sich wieder gefan-  
gen.

Und drei Häuser weiter sitzt noch jemand mit einer  
Stimmung auf Null. Und d e r sitzt im Rollstuhl. Auch  
ihm täte es gut, zum Nachbarn zu gehen - aber es geht  
nicht. Auch ihm täte es gut, eine Stunde zu laufen -  
aber er kann's nicht. Auch ihm täte es gut, sein Auto  
auf hundert zu bringen - auch das ist unmöglich.

Was soll er tun, um nicht hilflos ausgeliefert zu sein  
den Liedern, die Briefe und Sessel ihm singen? - Ich  
weiß es auch nicht. Ich wollt's nur mal fragen.

## Schulstunde der Nation?

Da war zunächst gar nichts Besonderes: Meine Nach-  
barin saß spät abends am Schreibtisch. Die Kinder  
schliefen, und sie bereitete die Schulstunden vor für  
den nächsten Morgen. Oft war das so. Wie gesagt, gar  
nichts Besonderes. Aber dann kam der Überfall. War's  
eine Stimme, ein Gefühl, oder war's Übermüdung?  
Plötzlich war er da, dieser Satz: Das ist ja Irrsinn!  
Immer wieder und immer mächtiger: Das - ist - ja - Irr -  
sinn!! Die Kladden, die Stifte, die Bücher, das Lineal:  
meine Nachbarin hätte alles an die Wand knallen  
mögen.

Nein, sie ist nicht verrückt geworden, bestimmt nicht.  
Ich muß Ihnen nur ein bißchen über ihre Schulklasse  
erzählen, sonst verstehen Sie das falsch.

Meine Nachbarin unterrichtet zehn Kinder, vier Mäd-  
chen, sechs Jungen im Alter von neun bis dreizehn  
Jahren. Alle sind spastisch gelähmt, sieben von ihnen  
sitzen im Rollstuhl; zwei können mit Hilfe, einer kann  
frei gehen. Was das Unterrichten aber wesentlich  
stärker belastet: Die Kinder sind auch im Sprechen arg  
behindert. Nur einer in der Klasse kann deutlich  
sprechen, mehrere von ihnen können bloß verstümmelt  
wenige Worte sagen. Das liegt zum Teil natürlich  
daran, daß die Kinder dieser Klasse auch geistig er-  
hebliche Schwierigkeiten haben. Ich fragte meine  
Nachbarin, wie es im Rechnen gehe. Nun, da gibt es  
Kinder - wie gesagt, sie sind neun bis dreizehn Jahre alt  
- Kinder, die den Zahlenraum von eins bis drei nicht  
klar beherrschen. Enorm ist es schon, wenn jemand  
eine Menge von 20 Stück abzählen kann. - Aber das  
alles ließe sich vielleicht noch ertragen, wenn nicht das  
andere hinzukäme: das fast völlige Fehlen von Lebens-  
erfahrung. Die Kartoffeln sind mittags auf dem Tisch.  
Aber wo und wie sie wachsen, wie man sie erntet, kauft  
und schält - wie es kommt, daß die schmutzige Wäsche  
nach wenigen Tagen wieder sauber im Schrank liegt:  
All solche Vorgänge sind den Kindern fremd wie für  
unsereinen das Zusammenkoppeln zweier Raum-  
fahrzeuge. Wir haben mal gehört, daß es so etwas gibt,  
vielleicht auch entsprechende Bilder gesehen; aber wir

waren nie dabei, wir können es nicht wirklich begreifen.

Meine Nachbarin saß am Schreibtisch. War es nicht tatsächlich Irrsinn, mit dieser Klasse zu trainieren, bis sieben zu zählen? Irrsinn auf alle Fälle so lange, wie man nicht versuchte, auch das andere ein klein wenig aufzuarbeiten. Und dann hatte sie die Idee: Wir gehen auf den Acker.

Das sah dann so aus: Zehn Kinder, fünf Mitarbeiter der Schule, dazu der Bauer und seine Frau - man feierte fröhlich Kartoffelernte. Die Kinder hockten auf der Erde oder beugten sich aus dem Rollstuhl, sie buddelten im Acker und fanden die Knollen.

Nur Jochen machte nicht mit. Seine Behinderung war so stark, daß er eigentlich nur den linken Arm benutzen konnte. Er saß dabei, lächelte dünn und schaute zu. Aber auch er sollte seine Kartoffelernte haben. Der Bauer holte eine Menge alter Zeitungen, legte sie in die Furche und man legte Jochen auf die dicke Lage Papier, mitten auf das Kartoffelfeld. Er lag auf der Seite und konnte nun tatsächlich zum ersten Mal im Leben mit seinen Fingern feuchte Erde fassen. Er begann, mit der Hand zu graben, und auch er fand die Knollen.

Als sie Jochen in seinen Rollstuhl setzten, hielt er die Hand zur Faust geschlossen. Man entdeckte darin eine Kornähre, rundum voller Erde. Wie er sie gefunden hatte, das wußte nur er allein. Und er erklärte, die Körner wolle er dem Hansi mitbringen, seinem Vogel; zum Wochenende hole sein Vater ihn doch nach Hause. Auf der Gruppe im Internat hatte er noch Stunden zu tun, bis er die Körner vom Dreck befreit hatte.

Vielleicht war hier das Wichtigste erreicht in dieser ganzen Schulstunde auf dem Acker. Die Kinder taten nicht nur, was die Lehrerin ihnen ermöglichte, was sie beabsichtigt hatte. In solchem Tun machte Jochen eine wichtige Entdeckung. Gut, er hätte sie nicht gemacht ohne die Idee seiner Lehrerin. Und dennoch:

Was er entdeckte, hatte die Lehrerin nicht planen können. Er selber begriff das: Es ist gut, wenn ich unserem Hansi ein paar Körner mitbringe. Und die kann ich selber besorgen.

Ich habe lange nachgedacht über diese Schulstunde. Mein Ergebnis: Diese Stunde auf dem Acker müßte werden: eine Schulstunde der Nation. Ich stelle mir vor: Wir lernten das alle: die erdverbundenen Bedürfnisse wieder ganz wichtig nehmen und das große Einmaleins beiseiteschieben; nicht grundsätzlich, aber trotzig einmal für heute und für morgen. Ich spüre Hoffnung, wenn ich erlebe, wie ein Kind ermutigt wird, Körner aus dem Dreck zu pulen. Mir schnürt's die Luft ab, wenn ich sehe, wie junge Menschen dressiert werden, mit kybernetischen Formeln und Statistik-Gesetzen umzugehen, als wären es Kinderreime.

Schulstunde für wen? Wirklich für ein ganzes Volk? Auch an dieser Stelle braucht's den Mut zum Kleinen.

Also nehme ich mir vor: ich fange bei mir an.

Machen Sie mit?

## Zum Stichwort „Solidarität“

Jeder Satz, den ich denke über Abraham oder Schiller, über meinen Feind oder meinen Sohn, gerät mir zu einem Satz über mich. Zu einem Satz, der typisch ist für m i c h. Gerät oder mißrät - das ist hier die Frage.

Abgesehen von Belanglosigkeiten, hat niemand jemals anders geredet als autobiographisch. Und ich frage mich, ob dieser Tatbestand nicht zum Modell erklärt werden sollte für unser soziales Tun. Der Pfleger behandelt nicht einen ihm Fremden. Der Pfleger ist in Kontakt mit eigenem Ergehen, mit eigener Stärke, eigenen Bedürfnissen und eigener Schwäche, wenn er dem Patienten hilft.

Das unterscheidet Christus von den Götzen: Er läßt nicht vom Himmel Segen regnen, und unten stehen die Leute, die glücklich göttliche Gaben genießen. Christus half anders. Er redete autobiographisch, als er mit Zachäus redete. „Ich muß heute bei dir einkehren“, sagte Jesus. Nur so kam der verachtete Zöllner zurecht. Was wir dringend brauchen: autobiographische Sozialpädagogen. Und auch solche Ärzte. Und ebensolche Pastoren. Und auch autobiographische Lehrer. Von Mann zu Mann sprechen viele. Als der Gekreuzigte dem Verbrecher sagte: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein“, da redete Jesus autobiographisch. Da sprach er von Kreuz zu Kreuz.

## Flucht

Das Leben als Spiel -

Einfach so tun:

Ich bin gar nicht gelähmt -

Ich könnt' mich

Kaputtlachen!

## Der Hut

Anfang September 1973. Der erste Tag der „Woche des behinderten Menschen“ in Dortmund. Mittags bei strahlendem Sonnenschein. Auf dem „Alten Markt“ war einiges los. Informations-Stände waren aufgebaut. Gruppen von Diskutierenden standen beisammen. Eine Lehrerin schob ein Mädchen, das im Rollstuhl saß; auf dem Schoß hatte es mehrere Päckchen liegen: die beiden kamen vom Einkaufen - war das wohl für dieses Kind der erste eigene Einkauf? Ein Reporter vom Rundfunk hielt Behinderten und Nichtbehinderten sein Mikrofon vor's Gesicht. Und dazwischen gab es Musik von zwei Kapellen; mal spielte die Polizei, mal eine Behinderten-Band.

Als ich zum Markt kam, spielte gerade die Behinderten-Band: Sie spielte gut. Es machte Spaß zuzuhören. Was vormittags im Goldsaal der Westfalenhalle bei der Eröffnung gesagt worden war, blieb also keine Phrase: Behinderte gehören zu uns; und zwar nicht als bemitleidenswerte Kreaturen, sondern als gleichberechtigte Partner. Hier auf dem Markt wurde Partnerschaft gelebt: da spielte eine Band, und die Zuschauer und Zuhörer klatschten. Sie klatschten nicht (wenigstens nicht nur), weil die Musikanten behindert waren, sondern weil die Musik Beifall wirklich verdiente.

Und dann entdeckte ich den Hut. Zuerst hatte ich ihn nicht gesehen, so dicht war der Kreis derer, die sich bei der Band versammelt hatten. Dann plötzlich sah ich ihn. Auf dem Pflaster. Mitten im Kreis der Zuhörer. Ein alter Hut. Mit Geld. Und wie sich die alte Dame mit schwarzem Hütchen zu dem Hut herabbeugte und wieder aufrichtete, um ihres Weges zu gehen - dieses Gemisch aus schüchterner Barmherzigkeit und „bin ich nicht gut?“, das hätte man schon fotografieren müssen.

An anderer Stelle des Marktes traf ich zwei Herren, von denen ich wußte: sie waren verantwortlich für die Stände und für die Band. Ich brachte meine Empörung über den Hut deutlich zum Ausdruck und stieß sofort auf Verständnis: Noch am Morgen habe man die Parole ausgegeben: keinerlei Sammelbüchsen oder Ähnliches

Woher trotzdem der Hut kam, konnte man mir nicht sagen. Die beiden zogen los und kassierten den Hut. Warum *mußte* der Hut weg? Aus drei Gründen:

Ich denke zuerst an die Behinderten. Wenn sie wirklich Partner sind und weil sie es sind, muß der Hut weg. Mein Partner braucht bei mir nicht zu betteln. Und ich habe das bei meinem Partner nicht nötig. Wer bei mir bettelt, steht automatisch unter mir. Der, bei dem ich bettele, steht automatisch über mir. Der Hut schafft ein Oben und ein Unten. Der Hut verwandelte die Zuhörer in Wohltätige. Der Hut verwandelte die Musikanten in Bettler.

Ich denke weiter an die Nicht-Behinderten. Man sagt immer, die Einstellung unserer Gesellschaft zu Behinderten lasse einiges zu wünschen übrig. Der Hut kann mißbraucht werden als billiges Gegenargument: Wir sind doch gar nicht so schlecht; schau dir doch an, was in so einem Hut alles zusammenkommt. Der Hut gibt Nicht-Behinderten die Möglichkeit, sich selbst etwas vorzumachen: wir sind doch gar nicht so. - Aber: Kann ich nicht fünf Mark in den Hut tun und mich trotzdem weigern, mit einem Behinderten im selben Hause zu wohnen? Der Hut hätte dann eine fatale Alibi-Funktion. Ich denke drittens an das Miteinander von Behinderten und Nicht-Behinderten. Wenn Nicht-Behinderte einem von uns begegnen, werden sie oft unsicher.

Das wird immer wieder erwähnt, meistens mit einem Ton des Vorwurfs. Ich meine aber, diese Verunsicherung sei völlig verständlich. Wenn meine Mitmenschen in der Werbung und sonst ständig das Ideal des jugendlich-frischen und völlig intakten Menschen vorgesetzt bekommen, brauche ich mich nicht zu wundern, wenn mein Rollstuhl sie verunsichert. Sie fragen sich: Kann ich da etwas tun?, und: Was könnte ich jetzt tun? Diese Ratlosigkeit sollten wir nicht wegwünschen und wegpredigen. Wir sollten sie zugeben und miteinander durchstehen. Wir sollten gemeinsam überlegen, was wir gemeinsam tun könnten. Gemeinsam überlegen setzt schon voraus, daß wir miteinander sprechen; wir gucken nicht nur; wir begegnen einander. Der Hut macht der Ratlosigkeit ein vorschnelles Ende: Was ich tun kann? Ich tue Geld in den Hut. Eine Geste, die keine Aktion sein muß. Der Hut verhindert, daß durchgestandene Ratlosigkeit zu gemeinsamer Aktion führt.

Der Hut erlaubt, nicht mehr zu fragen: Soll ich auch mal mit einem Gehbehinderten Einkäufe machen? Oder soll ich den Anfallkranken dort mit dem Sturzhelm einmal nach seiner Arbeit fragen? Wirkliche Partnerschaft ist eine vielleicht nie endgültig lösbare Aufgabe. Der Hut ist aber jedenfalls zu bequem.

Mein Vorschlag: Kassieren wir die Hüte. Laßt uns Partnerschaft wenigstens versuchen.

Vorschlag  
für einen Wandspruch  
im Berufsbildungswerk  
eines Rehabilitationszentrums:

Nur wer die Lähmung kennt,  
weiß, was ich leiste.

## Ostern

Das neue Leben,  
sagte der Prediger,  
das neue Leben  
ist angebrochen.  
Und ich überlege,  
was er wohl meint.

Vielleicht meint er,  
denke ich,  
vielleicht meint er:  
Das neue Leben  
ist angebrochen wie ein Wadenbein.  
Nur nicht fest auftreten!  
Sonst kracht's.

Vielleicht meint er,  
denke ich,  
vielleicht meint er:  
Das neue Leben  
ist angebrochen wie ein Laib Brot.  
Gar nicht ansehnlich,  
und es wird immer weniger,  
je mehr es bewirkt.

Vielleicht meint er,  
denke ich,  
vielleicht meint er:  
Das neue Leben  
ist angebrochen wie der neue Tag.  
Großartig,  
unaufhaltsam,  
strahlend,  
unwiderruflich.  
Keiner kann's leugnen.

Vielleicht denkt er,  
hoffe ich,  
vielleicht denkt er  
an das Brot.  
Nicht fotogen zwar,

aber wichtig für alle.  
Denn ich setze  
auf den Karfreitag.

## Nach einem Fernseh-Abend

Menschen, die frei sich bewegen,  
ziehen mich manchmal zurück in die Zeit,  
da ich mich bewegte,  
zwanglos wie heute die Menschen im Film.  
Dann bin ich ganz anders.  
Und auch der Fußboden im Flur meiner Wohnung  
ist wie verändert.  
Noch nie habe ich mit meinen Füßen  
auf ihm gestanden.  
Er trägt mich -  
aber nur über die Räder meines Rollstuhls.  
Und plötzlich denke ich  
an meine Kinder:  
Man kann doch nicht  
einen Vater haben, der durch die Wohnung rollt.  
Oder kann man es doch?  
Ich weiß nicht.  
Können die beiden das, meine Kinder?  
Ich möchte es hoffen.

Der folgende Text setzt drei Erkenntnisse voraus, die in der heutigen neutestamentlichen Wissenschaft mehr oder weniger unumstritten sind:

Erstens: Da die Kapitel- und Verseinteilung nicht von den biblischen Schreibern stammt, sondern viel jünger ist, muß es erlaubt sein, Texteinheiten ganz anders zu begrenzen als üblich. So fasse ich hier die Kreuzigungs- und die Ostergeschichte bei Markus als eine große Einheit auf.

Zweitens: Die Verse Markus 16, 9 ff. stammen nicht von Markus, sie sind späterer Zusatz. Traten sie an die Stelle eines verlorengegangenen Schlußabschnitts; oder - dieser Vermutung schließe ich mich an - endete das Markus-Evangelium tatsächlich mit Kapitel 16, Vers 8?

Drittens: Von Gott ist in der Bibel immer sofort in der Alternative Jahwe oder Baal die Rede (E. Käsemann): Sagen wir „Gott“ und meinen dabei den uns Rückenwind gebenden Götzen Baal; oder sagen wir „Gott“ und meinen ehrlich den oft unverständlichen Gott der Bibel?

## Das Kreuz und kein Ende

Mich packt das Finale des Markus. Jesus von Nazareth am Kreuz: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Hat Gott ihn wirklich verlassen? Was müßte Gott tun, zu zeigen: er ist bei ihm? Einen Engel schicken, ihn zu stabilisieren? Ihm Kraft geben zum Tragen? Baal hätte das tun müssen. Aber Jahwe? Und der Vorhang im Tempel zerriß von obenan bis untenaus, jener Zaun zwischen dem Allerheiligsten und uns Menschen, jener Schlagbaum zwischen der Welt Gottes und seines Hohenpriesters und unserer profanen Welt. Die Grenze zwischen Gottes Oben und meinem Unten ist aufgehoben. Denn der Gottessohn stieg in mein Unten

herab, in meine Hilfsbedürftigkeit. Andern hat er geholfen, und kann sich selber nicht helfen. Der Gottessohn braucht Hilfe. Ein Soldat könnte ihm helfen und ihm zu trinken geben mit einem Schwamm. Ein Elia könnte ihm helfen und ihn vom Kreuz nehmen durch ein Wunder. Von ferne stehen die Frauen. Sie können ihm jetzt nicht helfen; aber Markus erzählt: in Galiläa hatten sie ihm gedient. Und wenig später braucht er wieder Hilfe: Joseph von Arimathia tut das an ihm, was die Alten unter die sieben Werke der Barmherzigkeit zählten: er bestattet den Toten.

Der Vorhang im Tempel zerreißt. Gott kam herunter. Und daher hat auch der letzte Bettler freien Zutritt zu Gott. Direkt. Ohne Vermittlung des Priesters.

Noch einmal: War Gott bei dem Gekreuzigten? Hat er ihn verlassen oder hat er ihn gesegnet? Kein Baal griff ein. Aber Jahwe ließ den Gekreuzigten zum Segen werden für den Fremdling. Unter dem Kreuz kam der heidnische Hauptmann mit Gott zurecht: Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen.

Gottes Bekenntnis: „Du bist mein lieber Sohn“ - so hatte Markus seine Predigt begonnen - Gottes Bekenntnis ist durchs Kreuz nicht durchkreuzt. Im Gegenteil: Menschen können in Gottes Bekenntnis jetzt mit einstimmen. Der Hauptmann geht als erster durch den zerrissenen Vorhang.

Und die Frauen am Ostermorgen - sie werden auf Jesu Spur gesetzt. Nicht daß sie stabil werden im Glauben, nicht daß sie den Meister mit Händen greifen können - nicht dafür zu sorgen, ist der Auftrag des Engels. Daß sie eingesetzt werden für andere, darauf kommt's an: Saget seinen Jüngern, was zu tun ist.

Die Frauen sind eingeladen, den Weg des Gekreuzigten nachzugehen: Sinn habe ich nicht im Selber-stabil-Sein; sinnvoll ist mein Leben, gesegnet bin ich, wenn ich Gottes Werkzeug werde. Darin wäre mir geholfen: ich bin brauchbar für andere. Der Gekreuzigte war so gesegnet, nicht anders. Den Frauen war solcher Segen angeboten, kein anderer: Ostern, das Angebot Gottes, frei zu werden von mir selber.

Und die Frauen flohen vom Grabe, denn es war sie Zittern und Entsetzen angekommen, und sie sagten niemand etwas. Das ist des Menschen Antwort auf Gottes Segnen: ich verweigere mich. Ich wünsche Gott

als Baal. Ich wünsche Gott als Superstar im Helfen. Was soll mir ein Gott, der meine Hilfe erbittet? Am Tor der Freiheit gehe ich vorüber. Ich hänge so stark an mir selber und wünsche, daß Gott dem endlich entspricht. Oder glaube ich die Rettung im Kreuz. Höre ich, daß in der Schwachheit des Gekreuzigten Gott dem Hauptmann zurechthalf - und den Frauen - und mir? Höre ich, daß Stabilität kein Zeichen ist für Gottes Gegenwart und Hilflosigkeit kein Beweis der Gottverlassenheit? Versuche ich, dem endlich zu entsprechen: diesem Gott und diesem Segen? Wage ich es mit Jahwe? Stelle ich ihm mein Können und mein Versagen zur Verfügung, meine Kraft und auch meine Schwachheit? Setze ich auf die Auferweckung des Gekreuzigten?

Mich packt das Finale des Markus.

## Was die Welt im Innersten zusammenhält

Fridolin wollte, vor seiner Geburt, sich etwas umtun. Und es wurde ihm gestattet, sich für einige Tage in Raum und Zeit auf die Wanderschaft zu begeben.

Fridolin traf als erstes einen römischen Sklaven, der einen eben geborenen Knaben mit beiden Händen an den Füßen hielt, ausholte und das Kind mit dem Kopf gegen einen Baum schmetterte. „Was soll das?“, fragte Fridolin. „Mein Herr hat das so angeordnet“, war die Antwort. „Und warum?“ „Schau her“, sagte der Sklave, „die Füße waren verkrüppelt.“ „Das sind sie auch jetzt noch“, stellte Fridolin fest. „Aber mein Herr hat jetzt keinen verkrüppelten Sohn mehr.“ „Und das ist euch wichtig?“ „Du bist wohl nicht von hier“, vermutete der Sklave. Und dann: „Mein Herr sagt immer, und danach richten wir uns:

*Moralisch integer und auch körperlich intakt,  
wenn das nicht mehr gilt, ist die Welt nicht  
gesund.“*

An einer Straßenbahnhaltestelle traf Fridolin einen jungen Mann, der gerade aus dem Polizeipräsidium kam.

„Darf ich fragen, was Sie dort gemacht haben?“, sagte Fridolin. „Ich habe ein polizeiliches Führungszeugnis abgeholt.“ „Und warum?“ „Ich möchte Pastor werden.“ „Und die Polizei hat zu bescheinigen, daß Sie Pastor werden dürfen.“ „Nein, so nicht. Die Polizei muß nur bescheinigen, daß ich nicht vorbestraft bin.“ „Und das ist wichtig, wenn jemand Pastor sein will?“ „Aber ich bitte Sie“, sagte der junge Mann.

*„Moralisch integer und gesundheitlich intakt,  
wenn das nicht mehr zählt, macht das Leben  
keinen Spaß.“*

Fridolin machte Rast in einem mittelalterlichen Burghof auf einer steinernen Bank im Schatten einer weit ausladenden Eiche. Die beiden Männer konnten ihn nicht sehen, als sie streitend in den Hof traten. „Und ich sage dir, laß ab von Elisabeth“, redete der Ältere auf seinen Sohn ein; „denk an deine Familie: dein Vater,

deine Großväter und deren Väter - du bist wer. Aber Elisabeth? Die Mutter gestorben, Gott sei ihrer Seele gnädig. Aber der Vater, dessen Namen selbst Elisabeth nicht kennt! Was wirst du sagen, wenn meine Brüder dich fragen, wer denn der Vater des Mädchens sei?“ Und der Jüngere beehrte auf: „Geht es dir um Elisabeth, oder geht es dir um zwei Menschen, die weder du noch ich jemals gesehen?“ „Es geht um dich“, sagte der Vater; „du hast zu entscheiden zwischen Elisabeth - und deinem Erbe.“ „Aber mein Vater, Elisabeth darf nicht meine Frau werden, nur weil vor zwei Jahrzehnten zwei von Gott geschaffene Menschen sich liebten, ohne im kirchlichen Sinne verheiratet zu sein?“ „Jetzt wirst du sophistisch“, schnitt ihm der andere das Wort ab; „ich bleibe dabei: Laß ab von Elisabeth - oder du bist nicht mehr mein Sohn! Mein Sohn, du weißt es doch selbst:

*Moralisch integer und gesundheitlich intakt, wenn das nichts mehr gilt, verliert die Welt ihren Wert.“*

Nahe bei Limburg sah Fridolin ein Ortsschild „Hadamar“. Es fuhren da einige Omnibusse. Die nach Hadamar fuhren, waren dicht besetzt; die von Hadamar zurückkamen waren leer. Fridolin fragte einen Menschen, der des Weges kam: „Wer sitzt da in den Bussen? Reisegesellschaften?“ „Fragen Sie nicht so dumm. Schauen Sie sich die Gesichter an: Idioten, unnütze Esser, Ballastexistenzen.“ Fridolin fragte einen zweiten: „Wann kommen die vielen Menschen denn wieder?“ „Die kommen gar nicht wieder.“ „Und wo bleiben die?“ „Darüber dürfen wir nicht sprechen. Nur ein Tip: Gehen Sie nach Hadamar, schauen Sie sich die Qualmwolke über der Anstalt an und schnuppern Sie ein bißchen die Luft. Wenn Sie dann ganz scharf nachdenken, wissen Sie vielleicht, wo die vielen Menschen bleiben.“ Eilig machte Fridolin sich fort. In Hadamar fragte er einen Mann in Uniform: „Sagen Sie mal: dürfen Sie das eigentlich - das da mit der Qualmwolke?“ „Sind Sie lebensmüde, so etwas zu fragen? Dürfen? Müssen! Das ist unsere Pflicht. Reinhaltung des deutschen Volkes. Seien Sie froh, wenn ich Sie nicht verhaften lasse. Nur merken Sie sich:

*Moralisch integer und gesundheitlich intakt, bleibt das nicht unsre Norm, ist die Welt nicht mehr normal“*

Fridolin fand Gelegenheit, in Cäsarea unbemerkt in ein Gefängnis zu schlüpfen: Im Halbdunkel erkannte er einen älteren Gefangenen, der leise munter vor sich hin sang. Ein Verrückter? „Setze dich zu mir. Man nennt mich Paulus. Ich freue mich immer, wenn jemand da ist.“ Das klang ganz normal. „Was hast du verbrochen? Was legt man dir zur Last?“ wollte Fridolin wissen. „Verbrochen hab ich wohl gar nichts. Aber es gibt Leute, die sagen, ich wiegele das Volk auf.“ „Dann bist du gefangen, aber ohne Schuld?“ „Ja und?“ sagte Paulus. „Aber das ist doch zum Verrücktwerden.“ „Leise einen feschen Psalm vor sich hin singen ist besser“; der Apostel schaute seinen Gast wie einladend an. „Woher hast du das? Wieso kannst du das: frei sein in diesem Loch?“ Fridolin dachte, vielleicht hätte er es doch mit einem Verrückten zu tun. Paulus schmunzelte und sagte:

*„Moralisch integer und gesundheitlich intakt, weil das nicht mehr sticht, ist die Welt nicht, was sie war.“*

„Das zählt nicht mehr?“ Fridolin meinte, er hätte sich verhört. „Das zählt nicht mehr, seit Jesus von Nazareth nicht mehr,“ sagte Paulus. Und er erzählte, wie Jesus Verbrecher und Nutten, Behinderte und Kranke zu sich gerufen hatte: ihr seid mir wichtig, wir wollen zusammenhalten. „Dann - war dieser Jesus also ein Verrückter“, folgerte Fridolin. „Im Gegenteil“, widersprach Paulus; „Jesus ist der nicht-verrückte Drehpunkt einer ziemlich verrückten Welt.“ „Wirklich?“ „Ja wirklich“, sagte der Apostel; „sonst wäre ich vielleicht tatsächlich längst verrückt geworden.“

Als Fridolin zu seinen Vorgesetzten kam, sagte er: „Ich bin entschlossen. Ich will zur Welt kommen. Nur eine Bedingung: Man soll mich ‚Paul‘ nennen.“

„Paul?“ fragten die anderen; „das bedeutet doch ‚der Kleine‘!“

„Ja eben“, sagte Fridolin.

## S O S ! Nicht-Behinderte in Not!

Wir saßen zusammen. Mit einer Gruppe von Konfirmanden, die unser Rehabilitations-Zentrum für drei Tage besucht hatten. Das Stück Kuchen schmeckte, wie Kuchen eben schmeckt. Und ich fragte, wie ich eben so frage: „Hat sich eure Fahrt hierher eigentlich gelohnt?“ Sagt so ein Blondschoopf: „Ja, für die und für uns.“ Ich frage natürlich weiter: „Wieso für euch?“ Antwort, ein bißchen nach Schülerart: „Wir haben was gelernt.“ „Ja, was denn?“ will ich endlich wissen. Und dann kam die Antwort: „Wir haben gelernt, daß es nicht - sagen wir mal - giftige Menschen sind. Auch wenn sie eine schiefe Hand haben.“ Die anderen lachten ein bißchen, als er sagte: „giftige Menschen“. Aber dem Lachen spürte man an: Der Junge hatte nur deutlich ausgesprochen, was alle irgendwie empfanden. Ein anderer sagte: „Klar, manche hatten Hemmungen; und dann sind wir hingegangen und haben uns mit denen unterhalten und haben zusammen gelacht.“

Da haben wir's. Viele Nichtbehinderte sind uns gegenüber gehemmt. Kann ein Gehemmter anderen Menschen helfen? Zunächst braucht er selber Hilfe. Er muß normal werden.

Ich behaupte: Der, dem wir Behinderten ein „Buch mit sieben Siegeln“ sind, ist nur beschränkt lebensstüchtig. Er ist in seinen Lebensmöglichkeiten teilweise verkümmert. Er muß noch viel lernen: hingehen, sich „mit denen“ unterhalten - und dann zusammen mit ihnen lachen.

Hemmungen kann man nicht überwinden, indem man *über* die Gehemmten lacht. Wohl aber, wenn man *mit* ihnen lacht. Sollen wir mal eine „Aktion Nicht-behinderten-Hilfe“ gründen? Eine Art „Lach-mit-dem-Gesellschaft“? Oder wie wäre es mit einem „Hilfswerk zur Normalisierung Nicht-Behinderter?“ Für heute will ich das offenlassen. Für heute rufe ich nur: „SOS! Nicht-Behinderte in Not!“

## 1977, zwei Wochen vor Ostern

*Manchmal schrecke ich auf in der Nacht, und ich denke an Station vier.*

Dann liege ich in unserem Schlafzimmer. Klar, wo denn sonst? Natürlich gehört zu unserer Wohnung auch eine Küche, ein Wohnzimmer, eine Mansarde für die Gäste. Und die Kinder haben jeder ein Zimmer für sich. Wir können's uns leisten; ich verdiene nicht schlecht. Und zu üppig ist das ja auch wieder nicht.

*Manchmal schrecke ich auf in der Nacht, und ich denke an Station vier.*

Dort leben Frauen, die so schwer behindert sind, daß sie keinen Beruf erlernen konnten. Sie verdienen nichts. Sie kosten einiges. Die öffentliche Hand zahlt, damit sie nicht umkommen. Sie wohnen zu dritt auf einem Zimmer oder zu fünft. Ein Zimmer für fünf, und das seit zwanzig Jahren oder auch seit achtunddreißig. Und dieses Zimmer ist zugleich Schlafzimmer und Wohnraum, Eßzimmer und Besuchsraum, für manche auch Klo. Die Würde des Menschen ist unantastbar. Dort ist noch niemand erfroren, noch niemand verhungert. Ein Hoch auf den Sozialstaat!

*Manchmal schrecke ich auf in der Nacht, und ich denke an Station vier.*

Die Frage ist doch: Muß das so sein? Mit welchem Recht rechnen wir so: Einer verdient und kann es sich leisten: fünf Zimmer für vier. Ein anderer verdient nichts und verdient damit das: ein Zimmer für fünf, zwei Schränke für drei? - „Eine Enteignung ist nur zum Wohle der Allgemeinheit zulässig“, sagt unser Grundgesetz. Allenfalls zulässig, verstehen Sie, also nicht unbedingt nötig; nicht einmal dann, wenn das Wohl der Allgemeinheit es erforderte. Nur ruhig denn: Es wird dabei bleiben: wir behalten unsere Wohnungen, Sie und ich; und die Damen auf Station vier wollen uns - bitte schön - nicht böse sein, nein.

*Manchmal schrecke ich auf in der Nacht, und ich denke an Station vier.*

Ich frage dann weiter: Müßten die Kirchen nicht laut protestieren? Sie halten doch einiges von dem, der die Verstoßenen Gottes Kinder nannte. Ist es nicht an der Zeit, sie wenigstens leben zu lassen, wie wir unsere eigenen Kinder leben ließen? Wo bleibt da die Kirche? Wo bleibt ihr Protest? - Und dann fällt es mir ein: Sie hat ja protestiert. Es stand in der Zeitung, zwei Wochen vor Ostern: In Bonn kam man zusammen zu einer Protestkundgebung. Angesichts neuer Gesetzesentwürfe fürchtete man um den Bestand der kirchlichen Einrichtungen. Wer könnte da schweigen! Der Staat muß dafür sorgen, daß auch in Zukunft die Kirche Einfluß behält im Bereich der Krankenversorgung. So sagte der Bischof. Und er fügte hinzu: Die Kirchen stehen zum Kampfe bereit.

*Manchmal schrecke ich auf in der Nacht, und ich denke an Station vier.*

Ich stelle mir vor: Das Ende der Welt. Unser Heiland kommt wieder und fragt uns, was wir denn getan haben für seine Geschwister, und auch, was wir ihnen nicht getan haben. Ich höre uns antworten: Herr, wir haben dafür gekämpft, daß Station vier in kirchlicher Trägerschaft blieb. Vielleicht wird er dann fragen: Bekam also dort jeder ein Zimmer für sich? Und wir können nur antworten: 0 nein, Herr, das nicht; aber wir kämpften, und das mit Erfolg, wir kämpften um den kirchlichen Einfluß, das schien uns das Wichtigste. - Was eigentlich werden wir sagen, sollte er fragen: Und meine Schwestern in eurem Hause, war das auch für sie das Wichtigste?

*Manchmal schrecke ich auf in der Nacht, und ich denke an Station vier.*

Dieser Text ist mehrfach mißverstanden worden, so als griffe ich hier die Pflege-Einrichtungen oder die Kirche pauschal an. Das ist nicht der Fall. Es gibt Anstalten, die sich weigern, Schwerst-Körperbehinderte aufzunehmen oder zu behalten. Gegen solche

Einrichtungen hätte ich schon eher etwas einzuwenden. Es verdient volle Anerkennung, wenn andere Anstalten neben Kliniken und Ausbildungsstätten auch große Abteilungen für Dauerbewohner unterhalten. Daß die Lebensbedingungen auf solchen Pflegestationen oft mieser sind als etwa die in einem Berufsbildungswerk, geht nicht auf das Konto der Anstalten.

Was der Text will, ist zweierlei:

Erstens: Bewußtmachen der Tatsache, daß in unserer Gesellschaft das Starren auf berufliche Verwertbarkeit eines Menschen kraß inhumane Konsequenzen hat. Welchen Sinn hat denn so ein Leben noch?, werden wir oft gefragt. Was kann, wer so fragt, im Blick auf Schwerstbehinderte anderes wollen als so eben noch ihre Nicht-Vergasung?

Zweitens: Selbstkritische Anfrage an unser Bemühen um kirchliche Trägerschaft. Geht es uns dabei wirklich ausschließlich um bessere Lebensqualität für die Menschen am Rande (das würde, laut letztem Absatz des Textes, erste Hälfte, auch am „Jüngsten Tage“ Anerkennung finden), oder denken wir an Positionen, an unseren „Einfluß“? Eine Kirche, die eine solche Anfrage als bösen Angriff versteht, spräche sich selber das Urteil.

## Stehvermögen geschwächt

Manchmal fehlt uns die Kraft, Emanzipation wirklich zu wollen. Wir hätten's gern billiger. Wir wünschen uns Emanzipation.



## Zwei zu null für Ottokar

Ottokar, genannt das tapfere Kerlchen,  
Ottokar war ohne Arme geboren.  
Als man Ottokar links oben  
den Backenzahn anbohrte,  
stöhnte er laut auf: „a-o-a-h!“  
Dem Zahnarzt tat das in der Seele weh,  
und er sagte, mitleidig und ermutigend zugleich:  
„Ja, ja, das war die empfindliche Stelle.“  
Wissen Sie, was Ottokar sagte?  
Er sagte etwas,  
wobei auch der Zahnarzt stutzig wurde.  
Ottokar sagte: „Ach, wissen Sie,  
ich bin eben auch bloß ein Mensch.“  
Ottokar sagte „auch bloß“.  
Zuerst dachte der Zahnarzt,  
er hätte sich verhört -  
hatte er nicht.  
Dann dachte der Zahnarzt,  
Ottokar hätte einen Scherz gemacht -  
hatte er nicht.  
Als dem Zahnarzt klar wurde:  
Ottokar hatte allen Ernstes gesagt „auch bloß“,  
da kam ihm plötzlich in den Sinn:  
Mit dem Ottokar könnt' ich mich richtig anfreunden.

## Hand aufs Herz

Martin ist eigentlich so ein Typ wie Sie.  
Nur, daß Sie die Treppe hochsteigen,  
und er sitzt im Rollstuhl und hofft auf den Aufzug.

Martin ist eigentlich so ein Typ wie Sie.  
Nur Sie sagen Butter,  
und er sagt B - b - b - ut - utter.

Martin ist eigentlich so ein Typ wie Sie.  
Nur Ihre Hände können Sie frei bewegen,  
und seine sind ganz verkrampft.

Martin ist eigentlich so ein Typ wie Sie -  
bis auf so kleinere Unterschiede.  
Ich weiß nicht -  
vielleicht sind Sie schon mal dahintergekommen.  
Ich meine:  
Warum  
bei Ihnen manches so ganz anders ist  
als bei Martin.

## Behinderte Integration

Vielleicht können Sie es nicht verstehen: Ein Rollstuhlfahrer kann dem richtig böse sein, der ihm den Rollstuhl baute.

Sie müssen wissen: Unter den Armlehnen meines Rollstuhles sind, an jeder Seite eine, Plaketten angebracht, schön sichtbar an der Außenseite - versteht sich - und darauf steht: Krankenfahrrad-Fabrik Lehmann (nennen wir den Hersteller einmal so). Und darunter ein Schildchen: Faltwagen, Elektrofahrrad, Klosettstühle. Ich trage, wo ich gehe, stets dieses Schildchen bei mir: Lehmanns Klosettstühle. Herr Lehmann machte mich, kostenlos für ihn, zu seinem fahrenden Werbeträger.

Diese Schildchen sind natürlich, unter dem Gesichtspunkt der Integration, ein Schlag ins Gesicht, ein gesellschaftlicher Rausschmiß, eine überhohe emotionale Bordsteinkante.

Diese Schildchen wären das alles nicht, sie wären völlig normal, wenn Entsprechendes überall in unserer Gesellschaft üblich wäre.

Zum Beispiel: Staatsbesuch in Bonn. Die Fernsehkamera richtet sich auf das ausrollende Auto, die Tür wird aufgerissen und sichtbar wird das Gesicht des Fremden und neben ihm, schön sichtbar auf der Tür der Limousine in Druckbuchstaben, die Schrift können Sie zu Hause im Fernsehsessel noch lesen: Stahlerzeugung Huber und Schopf, ein Auto für den Papi und für den Jüngsten ein Topf.

Oder: Salzburger Festspiele. Der Dirigent hebt seine Arme zu Beethovens rollendem Ta-ta-ta-taaaa. Und indem die Frackarme sich heben, geben sie rechts und links je ein aufgenähtes, mit Goldfaden gesticktes Schildchen frei, und jeder, der ein Opern-Glas sein eigen nennt, kann sogar lesen, was draufsteht: Fachgeschäft Rippenstipp - für die Herren der Frack, für die Damen der Slip - ta-ta-ta-taaaa!

Oder: Sie stehen in einer Buchhandlung, um zur Konfirmation Ihres Neffen einen Band deutscher Gedichte zu kaufen. Schließlich finden Sie einen und lesen unten auf der Titelseite: Papierfabrik Sonnenschein, Kar-

tonagen, Schreibpapier und für Ihre zarte Rückfront unser Spezialpapier, je Rolle 400 Blatt. Steht da, gedruckt in einem deutschen Gedichtband.

Steht da natürlich nicht. Das ist ja alles nur phantasiert. Die Sache ist nur die: Das andere ist nicht phantasiert, das andere ist tatsächlich so.

Zum Beispiel so: Ich diskutiere in einer Strafanstalt mit jüngeren Häftlingen über Gefangensein und Behindertsein und über mögliche Schritte mühsam gewonnener Freiheit. Und in diesem ganzen Gespräch mache ich unbeabsichtigt und ungefragt Reklame für Lehmanns Klosettstühle.

Oder: Ich sitze auf einer Düne an der Nordsee und fotografiere einen der schönsten Sonnenuntergänge des Jahres. Und auch als Rollstuhl fahrender Tourist mache ich dort auf der Düne Reklame für Lehmanns Klosettstühle.

Oder: Ich besuche in der Klinik eine ältere Dame. Sie hat Angst vor ihrer vierten Operation. Wir sprechen lange und wir schweigen länger, und dann falten wir die Hände. Und noch betend mache ich Reklame für Lehmanns Klosettstühle.

Vielleicht können Sie es jetzt ein bißchen verstehen:

Ein Rollstuhlfahrer kann dem richtig böse sein, der ihm den Rollstuhl baute.

Nein, jetzt verstehe ich Sie gar nicht mehr, hat mancher gesagt. An jedem Auto steht doch groß der Name der Firma. Warum regen Sie sich so auf? Vielleicht wäre darüber zu reden, ob ein Rollstuhl einem Pkw entspricht oder nicht eher einem Sessel. Aber auch wenn ich mich aufs Auto einlasse: Ich greife gar nicht die Plakette an, den Namenszug des Herstellers; die erwähne ich nur beiläufig. Skandalös finde ich die Schildchen darunter. Keinem Pkw-Besitzer mutet man zu, ständig die Information spazierenzufahren, der Hersteller seines Wagens könne auch Busse liefern und Bagger, Müllautos und Krankenwagen. Warum wird manchem Rollstuhlfahrer Entsprechendes ungefragt zugemutet? Um die Frage geht es.

## Selbsthilfe zur Hilfe

Wir hatten zusammengesessen, Behinderte und Nichtbehinderte, hatten gemeinsam überlegt, wie das miteinander besser, natürlicher gestaltet werden könnte. Nun wollten wir nach Hause. Ein junger Mann, sehr freundlich, vielleicht etwas schüchtern, holte meinen Mantel. „Ach lassen Sie mal, das Stückchen bis zum Auto; den nehme ich auf den Schoß.“ - „Sind Sie fertig, darf ich Sie zum Auto bringen?“ - „Bitte.“ - Das war wohl das erste Mal, daß er einen Rollstuhl schob. Mein Kollege, der mich in seinem Wagen mitgenommen hatte, konnte in der Zeit noch etwas anderes erledigen. - Am Auto angekommen, wollte sich der junge Mann verabschieden. „Nee, nee“, protestierte ich, „jetzt setzen Sie mich doch bitte eben noch in den Wagen.“ - „Ich glaube, das kann ich nicht.“ - „Ach was, 128 Pfund Lebendgewicht, das ist nicht soviel.“ - „Aber ich bin nicht sehr stark.“ - „Probieren geht über Studieren: versuchen Sie doch, mich hochzuheben; wenn es zu schwer ist, lassen wir es eben.“ - „Ja, wenn Sie wirklich meinen.“

Und er gab sich einen Ruck (innerlich), packte mich so wie ich es beschrieb, gab sich noch einen Ruck (äußerlich) und hatte mich plötzlich richtig auf den Armen. Nach wenigen Sekunden saß ich im Auto, ohne daß er sich verhoben oder ich einen Knochen gebrochen hätte. - „Alles klar? Ja, dann auf Wiedersehen“, sagte er und fügte mit strahlenden Augen hinzu: „und vielen Dank auch.“

Das ging mir noch lange durch den Kopf: „Und vielen Dank auch.“ Hatte ich ihm denn geholfen? *Er* hatte *mich* doch ins Auto gesetzt.

Wir reden heute viel von Hilfe zur Selbsthilfe. Gemeint ist: Die Hilfe der Nichtbehinderten soll zum Ziele haben, daß Behinderte sich soweit wie möglich selbst helfen können; auf Hilfe der Nichtbehinderten wird nie verzichtet werden können, aber sie soll auch darin bestehen, Aktionen der Behinderten zu ermöglichen. Das ist richtig und wichtig. Nur sollten wir die Sache auch einmal umdrehen: Oft sind Aktionen von Behinderten nötig, damit Hilfe der Nichtbehinderten er-

möglicht wird. Nennen wir das getrost: Selbsthilfe zur Hilfe.

Der junge Mann war hilfsbereit. Den Rollstuhl ein Stück schieben, das geht. Aber einen ausgewachsenen Mann, der mehr als doppelt so alt ist wie ich, buchstäblich auf den Arm nehmen, da sag ich lieber rasch „Auf Wiedersehen“. Da müssen *wir* eben den ersten Schritt tun. Da dürfen wir nicht lockerlassen. Da ist eine Aktion unsererseits nötig, damit Hilfsbereitschaft zu tatsächlicher Hilfe werden kann.

Man sagt oft: Die Leute helfen so wenig. Das stimmt, teilweise. Nur möchte ich den schwarzen Peter ein bißchen uns selbst zuschieben. Ich behaupte (auf die Gefahr hin, daß ich etwas übertreibe): Wenn es uns gelingt, alle vorhandene Hilfsbereitschaft in Hilfe umzuwandeln, wird niemand mehr klagen müssen: Die Leute helfen so wenig. Vielleicht sagen sie sogar: „Und vielen Dank auch.“

Den folgenden Vierzeiler widme ich dem Andenken an Günter Eich, der einmal sagte, der Kalauer sei vielleicht die einzige Möglichkeit, die Welt zu begreifen.

## Interpretation ist alles

Nur rote Kupfermünzen kriegt  
das Bettel-Mönchlein auf Formosa.  
Es ist nicht traurig drum, es spricht:  
„Ich bin der Pater Dollar-rosa!“

## Das Tor

Es gibt Augenblicke, da habe ich das Empfinden: Ein Tor tut sich auf, und ich blicke in eine Welt, von der ich vorher keine Ahnung hatte.

Gestern lernte ich eine Lehrerin kennen. Sie gibt in einer westdeutschen Großstadt schwerstbehinderten Menschen Einzelunterricht, Kindern und auch Erwachsenen. Sie alle können nicht sprechen. Mit jedem einzelnen muß eine Methode gefunden werden, miteinander Verbindung aufzunehmen.

Sie erzählte von einem jungen Mann. Er war zwanzig Jahre, als sie ihn zum ersten Male sah. Mehrere Stellen hatten bescheinigt, er sei in keiner Weise bildbar. Jahrelang saß er auf dem Sofa, auf das ihn die Eltern morgens setzten. Da saß er bis abends, bis ihn die Eltern ins Bett brachten. Er kann keinen Finger bewegen, keinen Fuß, ein bißchen das Kinn - schwerstbehindert von Geburt an.

Er war zwanzig Jahre, und die Eltern hatten keinen Weg gefunden, man hatte ihnen keinen Weg gezeigt, um von ihrem Sohn wenigstens „ja“ und „nein“ signalisiert zu bekommen. Da ist einfach nichts zu holen, sagte man. Die Eltern waren lieb zu ihm und freuten sich, wenn er offenbar Spaß hatte am Flimmern der Fernsehbilder. Jemand sagte, die Lehrerin solle doch mal hingehen. Vielleicht wäre ja doch etwas zu holen. Etwas, ein klein bißchen wenigstens.

Sie hat in monatelanger Arbeit ihm Wege eröffnet, auf denen er sich ausdrücken kann. Die beiden schreiben jetzt Aufsätze. Der junge Mann gibt einen Laut von sich, bei dem nicht klar ist, was er genau meint. Jedesmal kommen drei bis sieben Laute in Frage. Nun gut, die Lehrerin fragt sie der Reihe nach ab, bis sie den hat, den der andere meinte: Dann schreibt sie den Buchstaben auf das Blatt. Es dauert mehrere Tage, bis ein Aufsatz fertig ist.

Die Lehrerin wußte noch den ersten Satz, den er ihr diktierte: Die Menschen sehen alle aus, als ob sie tanzen würden. Ein so komplizierter Satz, sage ich, und in der Akte steht: nicht bildbar. Und dann sage ich: Das

hat doch sicher eine Viertelstunde gedauert, bis der Satz fertig war. Meine Besucherin lachte: Viel länger!

Dann erzählte sie, sie habe auch etwas Sachkunde-Unterricht mit ihm versuchen wollen. Sie war überrascht, daß er ihr bald biologische Fachausdrücke diktierte, die sie selber nicht kannte. Sie mußte nachschlagen. Sie stimmten tatsächlich. Woher kannte der Schüler diese Begriffe? Er kannte sie vom Fernsehen. Er hatte nicht Spaß gehabt an dem Flimmern der Bilder. Er hatte so manches gelernt.

Mir wurde es allmählich unheimlich. Ich dachte an den Abstand zwischen ihm und seinen Eltern. Sie setzten ihn lieb auf das Sofa, wie ein Kleinkind. „Schau mal, Vati, wie fröhlich er wieder in's Fernsehen guckt!“ Und der junge Mann trainiert, mit biologischen Fachausdrücken umzugehen.

Ich überlege, was wohl ein Mensch leidet, wenn es in ihm wimmelt von Sätzen, Beobachtungen, Kenntnissen und Fragen, und nichts, wirklich gar nichts kann er nach draußen bringen, nicht einmal „ja“ oder „nein“. Ich verstehe nicht, daß so etwas nicht durch die Presse geht. Wenn jemand irgendwo abstürzte, ein Suchtrupp findet ihn nach einer Woche lebend wieder und bringt ihn zurück in die menschliche Gemeinschaft - *das* ist eine Meldung. Tat die Lehrerin nicht Ähnliches? Sie gab einem geistig Verschollenen Anschluß an die menschliche Gemeinschaft.

Und ich frage mich: Wie ich das wohl aushielte - nach einem Unfall wohl noch denken können, aber so stark behindert sein, daß die anderen nicht merken: ich kann noch denken. Sie sind lieb zu mir und trauen mir nicht zu, bis zwei zu zählen.

Es gibt Augenblicke, da habe ich das Empfinden: Ein Tor tut sich auf, und ich blicke in eine Welt, von der ich vorher keine Ahnung hatte.

## Von den Druckfehlern, die vielleicht keine sind

Es war am deutschen Ostsee-Strand.  
Kinder gingen baden, die hatten keine Arme.  
Die anderen Kurgäste sagten:  
Gebt denen doch einen anderen Strand.  
Wir können so was nicht sehen.

*Möchten Sie vielleicht ein Druckfehler sein?  
Ich könnte mir denken, Sie sagen jetzt nein.*

Es war auf dem Nachhauseweg.  
In der zweiten Klasse  
war das Diktat nicht schlecht ausgefallen.  
Nur in Antonios Heft  
stand wieder ein „ungenügend“.  
Antonio hatte den Kindergarten  
in der Nähe von Palermo besucht.  
Und nun, drei Jahre später,  
riefen deutsche Kinder hinter ihm her:  
„Sechsen-Schreiber, Sechsen-Schreiber!“

*Möchten Sie vielleicht ein Druckfehler sein?  
Ich könnte mir denken, auch diesmal nein.*

Es war auf einem Kasernenhof.  
Links-zwo-drei-vier. Links-zwo-drei-vier.  
Abteilung halt!  
Müller zwo' steh'n Se jefälligst jrade.  
Seh'n ja aus wie 'n hinjeschißnes Frajezeichen!

*Möchten Sie vielleicht ein Druckfehler sein?  
Ich könnte mir denken, schon wieder nein.*

Es war in einem Restaurant,  
Kleinstadt, gediegen, sehr gemütlich.  
Eine Dame fütterte gerade ihren Sohn,  
achtunddreißig Jahre, der Sohn, spastisch gelähmt.  
Er hatte in seinem Leben noch nie  
ein Stück Kuchen ohne Hilfe essen können.  
Es schmeckte ihm.

Nur nicht den beiden am Nachbartisch:  
Eigentlich wollte ich ja  
noch 'ne Tasse Kaffee trinken, sagte er.  
Und sie: Du, laß uns jetzt lieber hier weg.

*Möchten Sie vielleicht ein Druckfehler sein?  
Ich könnte mir denken, auch hier wieder nein.*

Es war im Vorderen Orient,  
als Jesus sagte: Kommet her zu mir alle.  
Und als er das sagte, sagte er:  
Mir kommen alle Menschen recht.  
Und als er das sagte, sagte er:  
Für mich ist kein Mensch ein Druckfehler.  
Und als er das sagte, sagte er:  
Wir wollen es miteinander wagen.

*Möchten Sie vielleicht ein Druckfehler sein?  
Ich könnte mir denken, Sie sagen jetzt nein.  
Und soll der andere für uns  
wie ein Druckfehler sein?  
Ich hoffe, wir sagen auch diesmal nein.*

## Gewißheit

Könnt ich meinen Platz in Gottes Weltgeschichte  
nennen,  
ich könnte frohgemuter in mein Schwarzbrot beißen,  
ich brauchte den Vergleich mit Kart dem Großen nicht  
zu fürchten.  
Wer weiß, ob der um Gottes Pläne immer wußte?

## Vom Baum, der auch nicht in den Himmel wächst

Freiheit -  
auch so'n Gedicht.  
Man hat's in der Schule gelernt:  
einer der höchsten Werte hienieden.  
Und später hat man vier Kinder und wollte nur zwei.  
Die Nachbarn wollten auch zwei und kriegten keine.  
Oder man ist Kaufmann und leider kein Lehrer.  
Oder man krepirt  
an einer simplen Blinddarmentzündung,  
weil man als Hindu  
normalerweise ja nicht in Berlin wohnt.  
Oder man wohnt im Pflegeheim,  
das Sportabzeichen von früher  
noch etwas verwegen auf dem Pullover,  
den heutigen Sport aber  
kennt man nur noch vom Bildschirm.  
Sagte ich eben „Freiheit“?  
Reden wir vielleicht von was anderem.

## Leitmotiv

... für eine Karfreitagspredigt oder mindestens für ein  
halbes Leben - das ist hier die Frage.

Vollgefressen können wir uns nur Baal vorstellen,  
nicht aber den Gekreuzigten.  
Dieser Satz ist doppeldeutig -  
und beidemal richtig.

Zu „Baal“ ist noch einmal die Vorbemerkung zu  
„Das Kreuz und kein Ende“ zu vergleichen.

## Warum so ängstlich?

Kälber gerne verkaufen,  
aber kein Kalb selber machen können -  
ist doch klar, sagen die Leute.

Kalbsleberwurst in den Kühlschrank legen,  
aber kein Tier selber schlachten können -  
das könnt' ich auch nicht, sagen die Leute.

Abends den Tisch feierlich decken  
mit Käse, mit Brot und mit Wurst,  
aber kein Brot selber backen können -  
das hat der eben nicht gelernt, sagen die Leute.

Wurstbrot gerne mögen,  
aber keine Schnitte selber streichen können -  
ach wirklich?, sagen die Leute.

Gerne die Schnitte schmecken,  
aber keinen Happen jemals im Leben  
selber zum Munde führen können -  
das ist ja entsetzlich!, sagen die Leute.

Warum so ängstlich?  
Kälber gerne verkaufen,  
aber kein Kalb selber machen können -  
*das* wäre doch klar, meinen die Leute.

## Für einen Nicht-Elefanten

Als ich den Hörer auflegte,  
da war mir zum Kotzen.  
Erst kürzlich lernten wir uns kennen.  
Drahtig saß er auf unserem Sofa,  
wir tranken Tee.  
Und als ich merke: Er freut sich,  
wie ich sage: Es gibt Spastiker,  
die ins Café fahren,  
auch wenn sie sich die Torte füttern lassen müssen;  
und als ich merke: Er ärgert sich,  
wie ich sage: Es gibt Leute,  
die finden so etwas unangemessen,  
da sind wir wie befreundet.  
Eben sagt er, er ist krank;  
kein Fieber, kein Beinbruch,  
er hat sich übernommen.  
Der Arzt hat ihm Ruhe verordnet,  
mindestens für einen Monat.  
Ich find' es zum Kotzen.  
Ich gön'n' ihm die Ruhe.  
Aber ich frage: Warum er?  
Warum dauernd die mit der dünnen Haut?  
Warum die, die wir brauchen zum Leben,  
warum werden die aus dem Verkehr gezogen?  
Ich weiß, es ist falsch,  
aber es gibt Augenblicke,  
da würd' ich mich freuen,  
wenn so ein glatter Satter,  
wenn so einer von denen,  
die im Fußballstadion so laut grölen,  
daß man nicht mehr an Chile denken muß,  
wenn so einer, dem alles egal ist,  
wenn nur das eigene Konto stimmt,  
wenn so einer in die Wüste geschickt würde  
vom Arzt  
mindestens für sieben Wochen.  
Ich weiß, das ist falsch.  
Aber - das andere ist auch klar:  
Als ich den Hörer auflegte,  
eben,  
da war mir zum Kotzen.

## Die Krücken

Plötzlich war es mir klar: In der dritten Stunde erfinden wir Frau Solkowski. Die Schülerinnen hatten mir vorige Woche einen Zettel zugesteckt: Darüber müssen wir auch mal sprechen. Ich las: „Warum ist die Gesellschaft gegen die Behinderten?“

Zuerst hatte ich mich drücken wollen. Wem wäre damit geholfen, wenn ich eine ganze Schulstunde mit behinderten Jugendlichen über die Gesellschaft schimpfe? Soll ich statt dessen aufzählen, was alles die Gesellschaft für die Behinderten tut? Damit wäre die Frage der Mädchen auch nicht erledigt.

Plötzlich wußte ich, wie ich's anfangen könnte. Ich komme in die Klasse: Wissen Sie was? Wir erfinden heute jemanden. Einen von den Leuten, die man auf der Straße trifft. Machen Sie mit? Wir erfinden jetzt Frau Isabella Solkowski!

Die Klasse schaut mich etwas verdutzt an. Ich beginne also zunächst selber mit unserer Geschichte: Es war vormittags halb zehn, als Isabella Solkowski die Etagentür öffnete. Sie war heute gut mit der Wohnung fertig geworden. Manchmal dauerte es viel länger, bis alles in Ordnung war. Die Buben stellten eben manches auf den Kopf, bevor der eine zur Schule, der andere zum Kindergarten ging. Und auch der Mann läßt immer was herumliegen. Aber was soll das Klagen? Das ist das Los der Hausfrau. Und wie gesagt, heute war sie ja gut fertig geworden, es blieb noch reichlich Zeit für die Besorgungen. Bevor sie geht, wirft sie noch einen Blick in den Garderobenspiegel:

Haar, Halstuch - alles in Ordnung. Am besten, ich gehe zuerst zu Piso, denkt sie, wie sie die Treppe hinuntergeht. Denen bringe ich das Schwarzbrot zurück: gestern abend schon schimmelig und morgens erst gekauft, unerhört! Na ja, die backen schließlich nicht selbst, das ist denen auch so geliefert worden. Sie öffnet inzwischen die Haustür. Und sie ist eben auf der Straße, da steht ein junger Mann vor ihr, etwa so groß wie sie. An zwei Stöcken steht er da, aber nicht ganz gerade. Um die Schultern hängt ihm an einem breiten Lederriemen eine Aktentasche. Den Kopf hält er etwas schräg und der wackelt ein bißchen, als er jetzt Frau

Solkowski anspricht: Entschuldigen Sie bitte, hier soll es ein Lebensmittelgeschäft Piso geben.

Soweit zunächst. Und wir überlegen, wie die Geschichte wohl weitergeht. Klar ist: Frau Solkowski weiß, wie man zu Piso kommt, sie wollte ja selber hin. Klar ist den Mädchen auch, daß sie dem jungen Mann erklärt, wie man hinkommt. Freundlich? - Ja, auch freundlich. - Komisch, auf Ihrem Zettel sagen Sie aber, die Gesellschaft sei gegen die Behinderten. - Ja, aber doch nicht so! - Wie denn? - Die guckt doch jetzt bestimmt komisch. Die ist neugierig, so etwas ist ihr noch nie passiert, daß ein Behinderter sie einfach was fragt - Klasse, der ist doch sicher fast das Herz stehen geblieben. - Ist sie also gegen ihn oder nicht? Poltert sie los: Quatschen Sie mich nicht so blöde an? Oder geht sie sogar einfach weiter, als hätte sie nichts gehört? - Nein, nein, beides nicht. Die Klasse wiederholt: sie gibt' ihm Auskunft, sogar freundlich. - Und Sie bleiben trotzdem dabei, daß die Gesellschaft gegen die Behinderten ist? - Etwas zögernd, dann aber einigermaßen entschlossen: ja.

Dann wird es das Beste sein, wir erfinden den Vormittag der Frau Solkowski weiter. Ich nenne Ihnen drei mögliche Fortsetzungen, und Sie überlegen bitte, welches die richtige ist. Möglichkeit eins: Frau Solkowski geht zu Piso, das hatte sie ja vor. Sie überlegt kurz, ob sie mit dem jungen Mann gehen sollte, aber sie geht dann doch los und ist eine knappe Minute vor ihm da. Möglichkeit zwei: Sie geht nicht rechts herum zu Piso, sondern nach links, zuerst weiß sie auch nicht, warum und wohin. Dann steuert sie auf einen Kiosk zu und kauft eine Zeitung. Sie plaudert ein bißchen mit dem Verkäufer, macht dann einen kleinen Umweg, jedenfalls ist sie erst zwanzig Minuten später bei Piso, da ist der Behinderte schon wieder weg. Möglichkeit drei: Frau Solkowski geht ins Haus zurück und verzichtet für heute auf ihre Besorgungen. Die Mädchen waren sich rasch einig: Möglichkeit zwei stimmt. Man sah mir offenbar an, daß ich mich über die rasche Einigkeit wunderte oder freute: Finden Sie etwa nicht? - Doch, sage ich; ich glaube auch: sie geht zuerst zum

Kiosk. - Triumph bei der Klasse: Also geben Sie zu: Die Gesellschaft ist gegen die Behinderten.

Lassen Sie uns vielleicht auch zu Piso gehen. Frau Solkowski ist gerade eingetroffen, der junge Mann ist bereits gegangen. - Mit einemmal entdeckt eine Schülerin ihr schauspielerisches Talent: Die fängt jetzt bestimmt an, hör'n Sie mal, Fräulein, sagt sie zu der Verkäuferin, war da eben so ein . . . , na, Sie wissen schon. - Die Schülerin muß lachen, wir ändern auch, und wir können uns vorstellen, wie Frau Solkowski im Laden steht und nicht weiß, wie sie sich ausdrücken soll. - Ja, ja, sagt die Verkäuferin - die Schülerin erspart Frau Solkowski eine längere Pause -, ja natürlich, der war eben hier und hat einiges gekauft. Kennen Sie den? Nein, sagt Frau Solkowski. - Jetzt weiß die Schülerin nicht weiter. Ich mache den Vorschlag, da stünde doch am anderen Ende der Verkaufstheke ein Rentner, der weiß vielleicht Bescheid. Der sagt: Bei uns im Hause die Familie Meier, die hat den zu Besuch; das muß ein Neffe von Frau Meier sein. Der hat jetzt Urlaub und wohnt für zwei Wochen bei Meiers. Und morgens macht er eben Einkäufe und so etwas. - Als hätte die Schülerin von eben im Drehbuch die richtige Seite plötzlich wiedergefunden: Da steigt die Frau Solkowski aber bestimmt voll ein: Ist die Meier'sche denn krank? Da läßt die einen Behinderten ihre Gänge erledigen, also so was! So'n armen Kerl kann man doch nicht noch ausnutzen! - Schweigen in der Klasse. - Meinen Sie auch, frage ich, daß Frau Solkowski so reagieren kann? - Natürlich. - Und hat sie recht? Hat Frau Meier ihren Neffen tatsächlich ausgenutzt? - Unsinn, der will sich doch nicht von morgens bis abends bedienen lassen; wenn der was im Haushalt helfen kann, tut ihm das doch gut. - Kein Widerspruch. Und ich frage: Wer kann aber bei Piso das den Leuten erklären? - Pause, dann kleinlaut: Ich glaube, keiner; das versteht doch niemand, höchstens einer, der selber behindert ist. - Ist das nicht ein starkes Stück - ich versuche, der Klasse zu erklären, was sie soeben erzählt hat -: Da wird Frau Meier beim Kaufmann Piso schlechtgemacht, nicht weil sie etwas falsch machte, sondern weil die Kunden zu wenig über Körperbehinderte wissen.

Nach kleiner Pause frage ich: Aber sagt Frau Solkowski nicht vielleicht noch etwas anderes? Ich könnte mir denken, sie wendet sich an den Rentner: Was sagten Sie da eben; Urlaub hat der? Was meinen Sie in so einem Fall mit Urlaub? - So einig sich die Klasse vorher war, jetzt ist man uneins. Die einen sagen: Versteh' ich überhaupt nicht; warum soll der keinen Urlaub bekommen wie andere Leute auch? - Andere meinen: Das kann die doch gar nicht verstehen, daß der überhaupt arbeitet; da geht jemand an zwei Stöcken und beim Sprechen kann er den Kopf nicht ruhig halten. So was kann doch nicht arbeiten, seinen Lebensunterhalt selber verdienen; fehlt bloß, der will auch noch heiraten! Schaut euch doch die Nichtbehinderten an, das kriegen die einfach nicht in den Kopf. Aber dann gibts noch eine dritte Gruppe. Die nimmt Frau Solkowski in Schutz: Ja hört mal, woher soll die das denn auch wissen? Als die klein war und auf der Straße sah sie einen Behinderten, da haben die Eltern gesagt: da guckt man weg. Klar hat die keine Ahnung. Die kann doch gar keine Ahnung haben. - Könnte sich das ändern, frage ich. - Müßte da nicht das Fernsehen etwas tun, kommt's zurück. - Aber die eben Frau Solkowski in Schutz genommen hatten, widersprechen auch jetzt: Das müssen wir schon selber machen. Wir erzählen doch viel zu wenig. Und wenn wir nichts sagen, dann meinen die anderen: die sitzen in so Heimen, pe!, wahrscheinlich bis sie sterben.

Die anderen wissen also zu wenig von uns; hierin sind wir uns alle einig. - Aber kann man dann sagen: die anderen sind gegen uns? - Jetzt sitzen die Mädchen da und fürchten, sie hätten in der Diskussion gegen mich verloren. Darum sage ich: Vielleicht ist an dem ,gegen' doch etwas dran. Ich frage mich nämlich die ganze Zeit, warum Frau Solkowski nicht gleich zu Piso gegangen ist. Warum hat sie erst die Zeitung gekauft? Wenn sie einfach zu wenig wußte, hätte sie den Behinderten doch begleiten und mit ihm sprechen können. Die ist zuerst zur anderen Seite gegangen, weil der junge Mann, also weil diese Begegnung sie völlig umgehauen hat. - Darum kauft sie eine Zeitung? - Natürlich, die mußte sich erst wieder fangen. - Warum ,umgehauen', wieso ,erst wieder fangen'? - Jetzt sitzen wir fest, und ich mache den Vorschlag, uns noch ein-

mal vorzustellen, wie Frau Solkowski die Treppe hinuntergeht: Die Wohnung ist in Ordnung, die Sache mit dem Schwarzbrot bringen wir in Ordnung, der Blick in den Spiegel hatte ihr gezeigt, auch Halstuch und Haare sind in Ordnung.

Da kommt einem Mädchen der Gedanke: Und als sie den Behinderten sieht, da merkt sie, daß die Welt gar nicht so heil ist. - Sagt die Schülerin, und wir alle spüren, sie hat den Nagel auf den Kopf getroffen.

Aber ich tu so, als hätte ich noch nicht verstanden. - *Die* Welt ist nicht heil? Sie meinen sicher: Die Welt des Behinderten ist nicht so heil wie ihre eigene Welt; *das* merkt Frau Solkowski. - Ja, ja. Und nach kurzem Bedenken: Nein, nein, auch überhaupt. - Ich bitte Sie: Wieso merkt Isabella Solkowski in der kurzen Begegnung mit dem Behinderten, daß die ganze Welt, daß auch ihre eigene Welt nicht so heil ist, wie sie das vorher gedacht hatte? - Die Pause, die jetzt entsteht, ist wohl die längste in dieser Stunde. Dann versucht es eine Schülerin: Vielleicht hat sie Angst, daß ihren Kindern mal was passiert? - Sofort ziehen die anderen nach: Oder ihrem Mann. Der kann bei der Arbeit verunglücken. Oder mit dem Wagen. Oder sie selbst kann einen Unfall haben. - Eine Schülerin grübelt vor sich hin: Wenn eins der Kinder noch zum Kindergarten geht, vielleicht wollen die noch ein Kind haben; und bei denen kann doch vorher auch kein Arzt garantieren, Ihr Kind kommt ohne' Behinderung zur Welt. - Die anderen nicken: Das bekommt niemand vorher schriftlich.

Denkt Frau Solkowski an das alles, wie sie da vor dem Behinderten steht? - Nein, nein, das . . . das spürt sie irgendwie. - Und darum geht sie zum Kiosk. - Natürlich, sie will nicht daran erinnert werden. - Daran nicht, daß ihre Welt keine heile Welt ist? Oder will sie nicht an den jungen Mann denken? - Jetzt haben die Mädchen verstanden, daß der Behinderte nur auslösendes Moment war. Isabella Solkowski will nicht an ihre eigene Lage denken. Der junge Mann stieß sie auf ihre eigene Ungesicherheit. Darum ging sie weg. Sie hatte nichts gegen ihn. Sie war ein bißchen feige.

Die Stunde war zu Ende. Aber für mich gehen die Fragen weiter. Wer hat denn nun in unserer Gesellschaft Krücken? Der junge Mann, selbstverständlich. Aber Frau Solkowski nicht auch? Ist ihr Festhaltenwollen an einer ‚heilen‘ Welt nicht auch eine Krücke; ein Zeichen dafür, daß sie sich in ihrer tatsächlichen Welt nicht frei bewegen kann? Und weiter: Sind beide Krücken Hilfsmittel? Oder ist die Krücke von Frau Solkowski Störmittel? Eine unvoreingenommene Begegnung mit dem jungen Mann hat ihre ‚Krücke‘ jedenfalls verhindert. Und wird sie nicht auch sonst im Leben der Frau Solkowski offene Begegnungen und ehrliche Einsichten verhindern? Schließlich: Für Behinderte gibt es gymnastisches Turnen. Gibt es eigentlich auch für Frau Solkowski und ihre Schwierigkeiten so etwas wie eine ‚Geh-Schule‘ für Nichtbehinderte, eine Art ‚Bewegungs-Training‘? Aber wie gesagt, die Stunde war zu Ende.

## Als Tourist auf der Schulbank

Vorigen Monat im Vortrag  
vertrat ich die These:  
Geben und Nehmen hält sich die Waage.  
Auch der Behinderte ist nicht nur Objekt.  
Er bringt sich mit ein in offener Interaktion.  
Die Zuhörer lauschten und nickten.  
Vorige Woche in Kosta -  
Menschen drängen sich in großem Halbkreis  
um drei Schmelzöfen  
und den Arbeitsplatz des Altmeisters.  
Der sitzt noch nicht da.  
Zwei Gehilfen bereiten sein Wirken vor.  
Touristen warten gespannt.  
Genaueres kann ich nicht sehen,  
zu dicht stehen die Menschen.  
Da spüre ich:  
Jemand faßt von hinten meinen Rollstuhl.

Ich blicke mich um - es ist der Altmeister,  
ich kenne das Gesicht vom vorigen Jahr.  
Er spricht die vor uns Stehenden an,  
ich verstehe nicht, was er sagt,  
aber sie treten zur Seite.  
Er schiebt mich nach vorne,  
nicht nur in die Reihe der ersten,  
nein, weiter nach vorn zu seinem eigenen Platz.  
Dann dreht er mich um und setzt sich  
direkt neben mich.  
Oder besser: Er gibt mir Platz direkt neben sich.  
Ganz aus der Nähe kann ich erleben,  
wie er aus glühendem Glas  
Vögel zaubert und Krüge,  
Schalen und Schwäne.  
Dann reiche ich ihm die Hand.  
Aber meinen schwedisch versuchten Dank  
ersteht er so wenig  
wie ich seine schwedischen Sätze.  
Was er aber versteht - ich kann es erkennen:  
Ich bin ihm dankbar.  
Vorigen Monat im Vortrag  
sprach ich von Partnerschaft und Gegenseitigkeit.  
Dazu stehe ich auch jetzt noch.  
Und trotzdem:  
Jede These muß zur Schule gehen  
bei der Praxis.  
In Kosta konnte ich nur nehmen.  
Aber was da geschah,  
war richtig.  
Da wußte ich. Und ich spürte,  
auch der andere war fest davon überzeugt.  
„Dran“ war in diesem Augenblick:  
Einer bringt den anderen nach vorne.  
Einer ist Subjekt, der andere wird geschoben.  
Ob man das Partnerschaft nennen kann,  
ob da Reste von Gegenseitigkeit  
herauszudestillieren wären -  
das ist sehr die Frage.  
Daß es richtig war,  
ist unbestritten.  
Situation sticht Theorie,  
so könnte der Skat-Spieler sagen.  
Vorige Woche in Kosta,

bei dem Altmeister,  
habe ich Wichtiges gelernt.

## Viele Wünsche - eine Hoffnung

Könnt ich, was die Winde können:  
einfach weg von hier und weiter,  
würd ich - glaub ich - jetzt mir gönnen  
Trimm-dich an der Jakobs-Leiter.

Könnt ich wie die Vögel fliegen  
frei nach Westen, frei nach Osten,  
würd ich heut auf Kreta liegen,  
morgen Schnaps in Texas kosten.

Könnt ich wie der Phlox am Morgen  
ganz der Sonne stillehalten,  
nichts könnt ängsten mich und sorgen,  
gern ließ alles ich beim alten.

Könnt ich Herkules besiegen,  
könnt ich selbst noch Sterne hetzen,  
ich würd hurtig allen Kriegen,  
jedem Schmerz ein Ende setzen.

Könnte ich wie Paulus leben:  
noch in Ketten Lieder singen,  
dann könnt ich mich freier geben.  
Vieles könnt mich nicht mehr zwingen.

## Sinnvoll gelebt haben

Wenn ich einst in die Grube fahre  
und fünf Menschen  
sagen:  
Ich bin froh, daß es ihn gab,  
dann schaufelt in Ruhe  
die Grube  
zu.

## Das Lied vom Asozialen

Es war mal ein Kind, das hatte keinen Vater -  
es war mal ein Kind, das hatte keinen Vater.  
Und die Leute, die blieben auf der Straße steh'n  
und sie schauten sich um und stießen sich an:  
Da ist ein Kind, das hat keinen Vater!  
Da ist das Kind - das hat keinen Vater.

Es war mal 'ne Frau, die hatte lang gegessen -  
es war mal 'ne Frau, die hatte lang gegessen.  
Und die Leute, die blieben auf der Straße steh'n  
und sie schauten sich um und stießen sich an:  
Da ist 'ne Frau, die hat mal lang gegessen!  
Da ist die Frau, die hat lang gegessen

Es war mal ein Mann, der hatte keine Beine -  
es war mal ein Mann, der hatte keine Beine.  
Und die Leute, die blieben auf der Straße steh'n  
und sie schauten sich um und stießen sich an:  
Da ist ein Mann, der hat keine Beine!  
da ist der Mann - der hat keine Beine.

Und es war mal ein Mensch, der hatte einen Vater,  
und er hatte nicht gegessen, und er hatte auch zwei  
Beine.  
Und der Mensch, der fühlte rundum sich gut,  
denn er hatte ja 'nen Vater,  
und er hatte nicht gegessen,  
und er hatte auch zwei Beine -  
darum dachte dieser Mensch, er sei doch gut.

Warum dreht ihr euch nicht um,  
warum bleibt ihr nicht steh'n?  
Warum stoßt ihr euch nicht an: Da ist ein Mensch,  
der ist wohl krank,  
denn dieser Mensch  
hält sich für gut,  
nur weil er hat einen Vater,  
und er hat nicht gegessen,  
und er hat ja auch zwei Beine -  
deshalb hält ein Mensch sich rundum für gut?!



Warum dreht ihr euch nicht um,  
warum bleibt ihr nicht steh'n?  
Warum stoßt ihr euch nicht an: Da ist ein Mensch,  
der ist doch krank,  
denn dieser Mensch  
hält sich für gut,  
nur weil er hat einen Vater,  
und er hat auch nicht gegessen,  
und er hat - noch - beide Beine -  
darum glaubt ein Mensch: ich bin gut?

## „Fast zu keck“

In der Tat: Jetzt hätt' ich fast vergessen,  
Ihnen zu erzählen:  
Es gibt Menschen,  
es gibt in der Tat Menschen,  
die gerne mit Ihnen tauschen würden.  
Warum? Ganz einfach!  
Wissen Sie, die wollen *auch* - wenigstens einmal im  
Leben - über einen Teich rudern können.  
Manche sind bescheidener. Die wollen - wenigstens  
einmal im Leben noch - eine Treppe selber hochsteigen  
können.  
Manche wünschen sich dies: wenigstens jede Woche  
einmal satt zu essen haben.  
Manche sind noch bescheidener. Die wollen . .  
Aber warum erzähle ich Ihnen das alles? Ich könnte  
mir denken: Sie wollten ja doch nicht mit denen  
tauschen. Oder?

## Mit der Bibel durch die Tür

Vielleicht hab' ich es falsch gemacht.  
Als mein Sohn mich zum Hotel-Eingang schob,  
hielt uns ein - sagen wir vierzigjähriger - Fremder  
die Tür auf.  
O besten Dank, sehr freundlich.  
Da kommt er uns zwei Schritte nach:  
Das steht ja schon in der Bibel,  
du sollst deinen Nächsten lieben,  
vielleicht wissen Sie das.  
Ja, ja, ich weiß, natürlich.  
Sonst sagte ich nichts.  
Am liebsten hätte ich gesagt:  
In meiner Bibel stehen noch ganz andere Sachen.  
Von der linken Hand,  
die nicht wissen soll, was die rechte tut -  
zum Beispiel.  
Am liebsten hätte ich ihm gesagt,  
daß Jesus gekommen ist, um uns frei zu machen  
von allen Mächten und Krämpfen;  
daß Jesus gestorben und auferstanden ist,  
damit Friede sei,  
Friede inmitten der Angst.  
Am liebsten hätte ich ihm gesagt,  
daß ich an einen ganz anderen glaube  
als an jenen fernen Herrn,  
der im Laufe von zwei Jahrtausenden  
degenerierte  
zu einer bürgerlichen Motivation,  
einem Behinderten die Tür aufzuhalten.  
Wer ist dieser Jesus,  
wenn er nicht mehr bedeutet als das?  
Und wer ist dieser Vierzigjährige,  
wenn er mir  
ohne seine Bibel  
also nicht die Tür aufgehalten hätte?  
Am liebsten hätte ich  
mich lange mit ihm zusammengesetzt.  
Aber ich sagte bloß:  
Ja, ja, ich weiß, natürlich.  
Er sah so zufrieden aus.

Er freute sich,  
für einen Augenblick mit Jesus  
- mit seinem Jesus -  
konform zu sein.  
Sollte ich ihm  
so etwas Schönes  
kaputtmachen?  
Ich sagte nur:  
Ja, ja, ich weiß, natürlich.  
Vielleicht hab' ich es falsch gemacht.

## Ich und die Sorgenkinder

Beitrag eines Mitarbeiters zur 20-Jahr-Feier eines  
Wohnheimes für behinderte Menschen

Keinesfalls soll in diesem ironischen Text eine  
Gruppe von Mitarbeitern der Behindertenhilfe ver-  
unglimpft werden. Gemeint ist er vielmehr als An-  
frage, ob wir nicht alle in der Gefahr stehen, be-  
hinderte Menschen in hochnäsiger Geber-Pose von  
oben herab pseudohuman zu mißhandeln.

Hurra, hurra, hurra!  
Wir sorgen für die Sorgenkinder,  
das macht uns schrecklich froh,  
hurra, hurra, hurra!

Hurra, hurra, hurra!

Also früher im Büro, das war eigentlich auch nicht schlecht. Können Sie mir glauben. Aber - seitdem daß ich hier bin, wie soll ich sagen, ich bin irgendwie jetzt viel zufriedener geworden,  
hurra, hurra, hurra!

Hurra, hurra, hurra!

Die Kinder hier, sind ja wirklich arme Schlucker. Aber wenn ich die zu Bett gebracht hab', oder ich hol wen vom Klo, oder ich hab' grad' jemand gefüttert, dann gucken die einen oft so richtig treu an. Das tut einem wieder gut, wissen Sie, so innerlich,  
hurra, hurra, hurra!

Hurra, hurra, hurra!

Nur manchmal, da bleibt einem ja doch die Spucke weg. Fragt mich neulich ein Junge, der Klaus war das, nächste Woche wird er dreiundzwanzig, Eltern gibt's nicht, ich hab' ihm was gestrickt, soll sich ja auch ein bißchen freuen, der Arme, - also der fragt mich: Sagen Sie mal, könnte ich hier eigentlich auch kündigen? - Aber hör' mal, wie kommste denn da drauf?, hab' ich bloß gesagt. Also Einfälle haben die vielleicht! - Aber sonst sind unsere ja ganz dankbar,  
hurra, hurra, hurra!

Hurra, hurra, hurra!

Wir sorgen für die Sorgenkinder,  
das macht uns richtig glücklich,  
hurra, hurra, hurra!

Der Anlaß des folgenden Textes ist Geschichte. Der Berliner Kirchentag gehört der Vergangenheit an. Doch scheint mir: Solange wir uns nicht abgewöhnt haben, biblische Sätze als vollmundige Parolen zu mißbrauchen, hat der Text seine Aktualität nicht verloren.

## 1976 - neun Monate vor dem Berliner Kirchentag

Mir ist etwas bang, wenn ich an Berlin denke. Der Kirchentag 1977 wird unter einer anspruchsvollen Losung stehen. Werden wir Paulus tausendfach mißbrauchen? „Einer trage des anderen Last“ als stolze Parole?

Wer bin ich? Natürlich „einer“, wer denn sonst? Und Lasten schleppen nur die „anderen“ mit sich herum. Ganz entsprechend lautet der Titel des zweiten von vier Themenbereichen (der einzige, der in der Überschrift das Paulus-Wort anklingen läßt): „Der anderen Last: zum Beispiel Junge, Alte, Fremde“. Dann also los, ihr Stablen, tut was für „den anderen“! Er wird mit seiner Last nicht fertig. Seilt ihn an, er ist sonst verloren. Paulus als Initiator forschen Sozial-Engagements.

Oder werden wir Paulus schärfer verstehen, als Luther ihn übersetzte? Paulus sagt: gegenseitig, wechselweise. Und damit sagt der Apostel: Ich bin immer beides; der eine und auch der andere. Ich bin gleichzeitig Lastenträger und auch Belastung. Ertragt euch gegenseitig, sagt Paulus. Nehmt euch miteinander an als Leute, die aufeinander angewiesen sind.

Ich habe es nötig, daß ihr mich ertragt. Ich bin darauf angewiesen, daß ihr mich mit anseilt. Ich kann ohne euch nicht sein. Tragen kann ich nur, wenn ich getragen werde. Helfen kann ich nur, wenn andere mir helfen.

Paulus wollte keine Trennung „der eine“ - „der andere“. Paulus dachte nicht daran, die Gemeinde aufzuspalten in Lasten und Lastenträger. Im Gegenteil: Hilfe nötig haben ist Kennzeichen jedes Menschen, wie es typisch für jeden Menschen ist, Wasser nötig zu haben. Und ebenso: Helfen können, positiv etwas einbringen in die Gruppe, ist Kennzeichen jedes Menschen, auch des Alten, auch des Schwerstbehinderten - so wahr unser Gott ein Gott ist, der die Welt

aus dem Nichts erschuf, der den Gottlosen gerechspricht, der mit seinen Geistesgaben unbrauchbare zu brauchbaren Menschen macht: Petrus und Levi, den dynamischen Kirchenrat und den zittrigen Alten.

Keine Rollenverteilung also: hier Retter - dort auf Rettung Wartende; hier Therapeuten - dort Patienten. Vielmehr: Kirche als Patienten-Kollektiv, Kirche als Seil-Mannschaft: Jeder braucht den anderen. Jeder hilft dem anderen. Das sind die Spielregeln Christi.

Werden wir in Berlin diese Spielregeln einüben? Haben wir den Mut, uns selbst als belastend zu verstehen? Wird der Vorsatz, andere zu tragen, der Erfahrung entspringen, getragen zu sein?

Kirchentag nach Art eines Therapeuten-Kongresses - damit wäre die Kirchentagslosung total auf den Kopf gestellt. Helft euch wechselseitig beim Lastentragen, das meinte der Apostel.

Ich bin ziemlich gespannt, wenn ich an Berlin denke.

## Gläubige Gelassenheit

An Tobias werde ich noch sehr oft denken. Was mir an ihm auffiel, war seine Stimmungslage, ein Gemisch aus Besonnenheit und Heiterkeit. Tobias war von Geburt an schwer behindert, inzwischen ein Mann in mittleren Jahren. Wir sahen uns zwei-, dreimal die Woche. Wie oft haben wir ihn sagen hören:

„Ja und?“ Als die Fußballmannschaft seiner Heimatstadt absteigen mußte, Tobias hielt den Kopf etwas schräg, schmunzelte und sagte: „Ja und?“ Das konnte ich ja noch verstehen. Gewundert hat's mich aber, als sein Rollstuhl plötzlich einen Platten hatte. Ich selbst beginne in solchem Falle leicht zu schimpfen. Tobias hielt den Kopf etwas schräg, schmunzelte und sagte: „Ja und?“

Nur als der Arzt ihm sagte, er habe nur noch Wochen zu leben, und als Tobias wieder sagte: „Ja und?“, da verstand ihn auch seine Mutter kaum noch: „Über-treibst du jetzt nicht, mein Junge?“ Aber Tobias sagte nur: „Hör mal, Mutter, hat Ostern denn nur mit Eiern zu tun - oder auch mit mir?“

Diesen Satz fand ich großartig, aber er machte mir Tobias ein bißchen fremd. Und das wurde erst anders, als seine Mutter mir erzählte - der Sohn war an einem Ostersonntag gestorben -, Tobias hätte fast nie von seiner Behinderung gesprochen. Nur einmal, da saßen sie beim Tee, und der Junge - ach, er war schon erwachsen -, der Junge stieß eine Tasse um. Da fing er an zu weinen. Der Mann in mittleren Jahren fing wegen einer Tasse an zu weinen. Und er zischte vor sich hin: „Ich bin ein alter Krüppel.“

Wenn ich jetzt an Tobias denke, ist er mir nicht mehr fremd. Die Sache mit Ostern und die Sache mit der Tasse - das beides gehört eben zusammen. Tobias hatte Ziele, sehr hohe Ziele. Aber er war Mensch genug, zu wissen: Wir können unsere Ziele nicht immer fassen. An Tobias werde ich noch sehr oft denken.

## Nachwort - für da, wo nötig

Neulich  
bekam ich  
einen ziemlichen Schrecken.  
Ein gebildeter Herr,  
er war dabeigewesen, als ich einige meiner Texte las,  
er schrieb mir,  
und das hat mich gefreut;  
aber er schrieb,  
und das machte mir Sorgen:  
„Sie haben uns tüchtig rasiert.  
Und was mir auffiel:  
Ein Wort, das bei Ihnen nicht vorkommt,  
heißt ‚Liebe‘.“  
Ich schaute meine Texte durch -  
tatsächlich: Sozusagen hatte er recht.  
Und trotzdem:  
Ich schrieb ihm:  
Ist die Vokabel so wichtig?  
Die Sache, mein Herr,  
die Sache kommt doch ständig vor.  
Oder etwa nicht?  
Der Gottessohn  
steigt in meine Hilfsbedürftigkeit hernieder -  
Dogmatiker nennen das  
göttliche Liebe.  
Und jene Lehrerin -  
besaß sie nicht die Phantasie mütterlicher Liebe,  
als sie mit der Klasse  
auf den Acker ging?  
Und der Nicht-Elefant?  
Und Fridolin?  
Und all das andere!  
Werter Herr, hab' ich ihm geschrieben,  
lesen Sie die Texte  
doch bitte noch einmal.  
Dann werden Sie sehen:  
Die wollen nur zweierlei sein:  
Ermutigung zu einem Leben mit Grenzen;  
und eine permanente  
Anstiftung zur Liebe.

Einige der hier abgedruckten Texte sind im Westdeutschen und Norddeutschen Rundfunk vom Autor gesprochen worden, mehrere auch in dem Fernsehfilm „Viele Grüße aus Volmarstein“ (Autor Alfred Jung-raithmayr).

*Nachstehende Texte dieses Buches wurden vorab in folgenden Publikationen veröffentlicht:*

„Der Hut“, „1976 - neun Monate vor dem Berliner Kirchentag“, „Das Kreuz und kein Ende“ in: Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt.

„Gläubige Gelassenheit“ in: Der Samariter, Mitteilungen aus dem Diakoniewerk Ruhr-Witten.

„1977 - zwei Wochen vor Ostern“, „Behinderte Integration“, „Von den Druckfehlern, die vielleicht keine sind“ in: Publik-Forum.

„SOS! Nichtbehinderte in Not!“ in: Hallo, Junge Leute Magazin, Jugendzeitung in den Orthopädischen Anstalten Volmarstein.



Ulrich Bach, geb. 1931 in Solingen, Schulbesuch in Bochum und - während des Krieges - in Frankfurt/Main und Bad Homburg. Studium der Theologie in Wuppertal und Münster (zusammen drei Semester). Dann (1952) Erkrankung an Kinderlähmung. Die Fortsetzung des Studiums in Bonn wurde durch die Hilfe mehrerer Freunde ermöglicht. Nach dem ersten Examen Heirat, Vikariat in Wittekindshof bei Bad Oeynhausen (Anstalt für Geistigbehinderte). Nach dem zweiten Examen Synodalvikar der Synode Dortmund-Nordost. Seit 1962 Pastor in den Orthopädischen Anstalten Volmarstein (Wetter/Ruhr) und Dozent für Neues Testament und Dogmatik an der Diakonenanstalt Martineum (Volmarstein, dann Witten/Ruhr).